

Nr. 21. Bromberg, den 26. Januar 1930.

Schwarz auf Weiß.

Roman von Karl Wickerhauser.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

6. Kapitel.

Es ging gegen Monatsende und in den April hinein, ein Tag des „Beobachters" folgte dem anderen, und jeder bestätigte die Voraussagen, auf Grund deren Niemann sein Millionenspiel spielte.

Er war unberechenbar. Er warf die Berechnungen aller, die sich ihm entgegenzustellen wagten, über den Haufen. Manchmal hatte es ganz den Anschein, als führte hier ein Wahnsinniger seine Finanzoperationen durch. Aber nachträglich stellte es sich immer heraus, daß er doch kein Wahnsinniger war.

Schlechte Papiere wandelten sich unter seinen Händen in Goldgruben. Aber plötzlich gab er ab, was er kurze Zeit vorher zusammengekauft hatte — und aus keinem anderen Grunde als diesem entstand schon eine Deroute. Man nannte ihn die Börsenwetterfahne. In Wirklichkeit war es umgekehrt. Zuerst stellte sich ja Niemann so oder so, und erst nachher blies der Wind aus der vorgezeichneten Richtung.

Völlig im Gegensatz zu diesem Spürsinn, der immer früher als die anderen auf frischer Fährte war, zu diesem feinen Ohr, das in Mailand und London die Kurse wachsen hörte, ereignete es sich bisweilen, daß der große Spekulant die besten Geschäfte an sich vorübergehen ließ. Alles fragte sich, was der Grund sein könne, daß der tollkühne Spieler hier Zurückhaltung übte und so tat, als existiere diese günstige Möglichkeit einfach nicht. Der Optimismus in Person, der engagierteste Haussier hätte den Glauben an die oder jene Aktie verlieren können, wäre es nicht sonnenklar gewesen, daß ein Irrtum ausgeschlossen war. Und der Optimismus behielt recht. Nach der endgültigen Verrechnung solcher Transaktionen ergab sich ein erheblicher Gewinn. Niemann hatte sich abseits gehalten. Wenn der „Beobachter" von dergleichen Kursvariationen nicht Notiz nahm, war er unsicher und spielte, um dies zu verbergen, den Skeptiker. Die Börsenkreise, die den wahren Sachverhalt nicht ahnen konnten, wußten niemals, was dieser neue Kapitalist im Sinne hatte. So kam es, daß Niemann von seinen Neidern um halb zehn unwiderruflich für irrsinnig gehalten und für anstaltsreif erklärt wurde, um eine Stunde später die gesamte Welt der Spekulation durch einen so verwegenen und erfolgreichen Streich in Staunen zu setzen.

Wahren und weit verbreiteten Ruhm erlangte Niemann, als bekannt wurde, wie er sich in die Aktion der deutschen und französischen Schwerindustrie hineingedrängt und auf welch einfache Weise er dem mächtigen Stahltrust ein Vermögen abgeluchst hatte. Der Makler Neuhaus, der mutig genug gewesen war, auf Niemanns Rücken ein kleines Privatgeschäft durchzuführen, sang in allen Tonarten dessen Lob. Auch Artur Wernheimer wußte sich vor Freude über die enge Verbindung mit ihm nicht zu fassen.

Wer war dieser Niemann, der zu einem Zeitpunkt, wo die Verhandlungen noch im Gange waren und nichts ihren raschen Abschluß vermuten ließ, sämtliche Aktien, die nicht in festen Händen waren, aufgekauft hatte? Ein blutiger Anfänger, ein Emporkömmling, von dem drei große Auskunftsbureaus überhaupt nichts zu berichten hatten, während ein viertes ihn „nach sehr vorsichtigen Transaktionen" für sechs Millionen gut ansah.

Der Trust mußte sich mit der Tatsache abfinden, daß Niemann im Besitz eines großen Pakets der „Famus" war, der Société Franco-Allemand des Mines et Usines. Niemann befand sich in der Minorität, war aber auch in dieser Minoritätsstellung so stark, daß er dem Trust die ernstesten Schwierigkeiten bereiten konnte. Er wartete inzwischen ruhig auf die Angebote der Mehrheitsgruppe. Und diese Angebote kamen. Niemann nannte den Herren, die mit ihm unterhandeln wollten, eine Summe. Die Gegenseite forderte Unterlagen. Niemann nannte nichts als die Summe. Die Gegenseite sagte, das sei undiskutabel, und drohte mit dem Abbruch der Verhandlungen. Niemann nannte seine Summe. Nachdem die Besprechungen zweimal vertagt worden waren, nachdem Niemann die Vorschläge der andern glatt überhört hatte, erfolgte eine Überweisung von 11 350 000 Mk. (elf Millionen dreihundertfünfzigtausend Mark) auf Konto Kurt Niemann, Bankhaus Wernheimer, Berlin.

Niemann befand sich in der strahlendsten Laune. Anfang der ersten Aprilwoche war es, gerade zur rechten Zeit vor Beginn des großen Frankenkaufes, den er mit Wernheimer in Kompagnie tätigen würde.

Er ließ sich das Hauptbuch zeigen. Das Aussehen des Gewinn- und Verlustkonto befriedigte ihn höchlich. In einem halben Monat war er zu einem Barvermögen von vierzehn Millionen Mark gekommen. Nach Abrechnung des Frankengeschäftes würde er, wenn er einige kleinere Transaktionen in Betracht zog, auf dreißig Millionen stehen.

Außerdem verfügte er bei Artur Wernheimer über einen unbegrenzten Kredit. Doch was bedeutete für ihn der Kredit einer noch so gut fundierten Privatbank, für ihn, dem auf die Dauer die Kapitalsmacht der Bank von England nicht gewachsen war!

Er hatte ein Telephongespräch mit seinem Freund und Bankier. Niemann konstatierte befriedigt, daß sogar die Stimme des andern vor ihm kroch.

„Danke — danke! — ja, ich habe soeben das Aviso erhalten. Hören Sie, Wernheimer, morgen und die folgenden Tage werden Sie Franken kaufen. Einen besseren Kurs können wir nicht erhoffen. Kaufen Sie, was das Zeug hält! Natürlich, Mensch, für mein ganzes Geld. Wenn's schief geht, kann ich von vorn anfangen. Aber haben Sie keine Sorge, alles wird klappen wie die Gewehrgriffe beim ersten Gardegrenadierregiment. Danke schönstens. Werde von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen. Lächerlich, nicht? Ein schwerreicher Mann und keinen Pfennig in

der Tasche. Das Geschäft geht vor, und für den Privatbedarf werden Sie mir schon das Allernötigste pumpen."

Von dem Ende der Leitung kam ein liebenswürdiger Vorschlag zu fröhlichem Zusammensein.

„Woll'n uns mal einen vergnügten Abend machen! Nicht immer nur das Geschäft. Sie soll'n doch seinerzeit 'n großer Halunke gewesen sein, haben die Nächte durchgetanzt und — geflirtet, und nachher sind Sie zu spät ins Geschäft gekommen. Erinnern Sie sich noch? Gewiß, die Zeit ist vorbei, aber warum soll'n wir nicht jetzt mal lustig sein? Sie als Junggeselle und ich als Strohwitwer."

Niemann erklärte, daß er gern bereit sei, gleich heute Abend was zu unternehmen.

„Vorzüglich". flötete Artur Wernheimer. „Also, wenn es Ihnen recht ist, Treffpunkt 8 Uhr im Esplanade. Nachher Revue oder Kabarett, je nachdem, ich werde 'ne Loge besorgen. Alles weitere wird sich finden."

Er schnalzte mit der Zunge.

Niemann legte den Hörer weg.

„Sieh mal an", sagte er zu sich selbst, „der verehelichte A. W. So'n oller Lustmolch."

Nach dem Telephongespräch ging er in Overhoffs Arbeitszimmer hinüber und erkundigte sich, wo Kiesling steckte.

„Der fährt mal wieder den ganzen Tag herum, um deine Losnummern aufzutreiben." Und mit einem lauernden Unterton setzte Overhoff hinzu: „Das Komische daran ist, daß die von dir genannten Nummern meistens auch wirklich gewinnen."

„Ja, das ist sehr merkwürdig", gab Niemann zu. „Seit einiger Zeit träumt mir von nichts anderm als von Zahlen und Ziffern, die ganze Nacht durch. Manches davon merke ich mir, das meiste ist mir am Morgen entfallen. Letzthin erschien mir die Zahl 1489 im Traum. Oder wenigstens war es diese Zifferngruppe, die mir tags darauf einfiel. Das war nun allerdings eine Niete. Dafür kam 1498 als Treffer heraus."

„Da hast du einfach die letzten zwei Stellen verwechselt". meinte darauf Overhoff. „Aber sage mal: Träumst du auch deine Börsentips?"

Niemann lachte hellauf.

„Was fällt dir ein. So simpel ist die Sache doch nicht. Zu so etwas braucht man Fingerspitzen. Ich kann es nicht anders ausdrücken. Wie sagt Kiesling immer: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen."

„Das sagt Goethe."

„Na, meinetwegen ist es ein klassischer Zitat. Doch, wie gesagt, wenn du keine Fingerspitzen hast, wirst du auch niemals einen richtigen Begriff davon bekommen."

Auf der Fahrt zur Börse fragte er sich nervös, ob Overhoff etwas ahnen könne. Das schien unmöglich. Zudem hatte er soeben eine recht plausible Erklärung geliefert. Fingerspitzen! Keine schlechte Idee!

Währenddessen lehnte Overhoff mit geschlossenen Augen in seinem Sessel. Er zermartete sich den Schädel. Er beobachtete und kam zu irrsinnigen Mutmaßungen, die er eine Weile später als irrsinnig verwerfen mußte. Plötzlich aber hielt er nichts für ausgeschlossen, alles für möglich. Kurt Niemann schien die Zukunft zu erraten. Das heißt: wesentliche Teile davon, besonders solche, die spekulativ zu verwerten waren.

Von welcher Seite er es immer betrachtete — das Ding blieb geheimnisvoll. Overhoff konnte bloß abwarten und weiter beobachten, unauffällig, unter der Maske der Freundschaft. Er durfte in seinem Vetter keinen Argwohn erregen, mußte ihm scharf auf die Finger passen und dabei uninteressiert tun.

7. Kapitel.

Indessen wuchs die Lawine von Niemanns Reichtum.

Es gab kaum einen Tag, an dem er sich die Zeit gönnte, zum Mittagessen heimzufahren. Artur Wernheimer hatte ihn in seinen Klub eingeführt, und Niemann war aus der Ballotage heil hervorgegangen. Auch heute speiste er im Klubrestaurant und saß nachher beim schwarzen Kaffee im Gesellschaftszimmer, hatte sich eine Importe angesteckt und sprach über Politik.

Ob es sich nun um das Schicksal des britischen Kabinetts, die Aussichten des Kohlenstreiks, die polnische Staatskrise oder um die herannahenden Landtagswahlen handelte — immer war es ein Genuß, Niemann zuzuhören. Mit einigen knappen Sätzen stellte er die Lage dar. Er sprach leise, in bescheidenem Ton und dennoch so, daß sich niemals Widerspruch erhob; er galt als geistreich und originell. Wenn er sich das eine oder das andere Mal gar zu kühne Folgerungen erlaubte, lachte sein Auditorium und schrieb das Skurrile Niemanns übermächtiger Phantasie zu.

Aber das alles gehörte zur Tag- und Erwerbsseite von Kurt Niemanns Leben. Seine Nächte waren sinnlose Verschwendung, ein einziger Taumel durch Luxuslokale. Sein Geschäftsfreund Wernheimer sowie Bertold Kiesling leisteten ihm dabei treue Gefolgschaft, soweit eben ihre geringere Vergnügungswut es mit Niemanns Leistungsfähigkeit aufnehmen konnte. Denn er war unersättlich. Kein Exzeß ging über seine Kraft. Seine Gier nach trivialsten und raffiniertesten Lebensfreuden war einfältig und grandios.

Saufen, Fressen, Frauen, Hasardieren — Wilhelm Overhoff hatte recht, wenn er dies als die Ideale seines Vetters zu bezeichnen pflegte. Immerhin blieb der leidenschaftliche Schwung, mit welchem Niemann sich in die ihm neueröffneten Wonnen stürzte, bemerkenswert. Seit er so reich war und immer reicher wurde, waren ihm Essen und Trinken nicht mehr wie früher die oftmals nur notdürftige Befriedigung einer Notdurft, sondern eine hohe Kunst, der er begeistert huldigte. Er verehrte Brillat-Savarin und nannte sich einen Gastrosophen. Er eignete sich ein gründliches Fachwissen an und konnte es in dessen praktischer Betätigung bald mit einem jeden Feinschmecker aufnehmen. Die kleinen Diners, die er in der Steglitzer Villa zu geben liebte, sowie die Gastereien in den eleganten Nachtlokalen machten ihn in der Lebewelt berühmt. Mit seinem eigenen Küchenchef und mit den Oberkellnern jener Lokale führte er ernste Debatten über die Frage, ob Hummer à l'americaine oder ob er diesmal kalt, in Aspik, vorzuziehen sei. Eine weitere Sorge bildete der Wein dazu: er schwankte lange zwischen einem Rüdesheimer Berg und dem Jahrgang 1868 Chateau d'Yquem. mit dem er gleichfalls die besten Erfahrungen gemacht hatte.

Eines Abends waren sie ihrer zwölf im Speisesaal der Steglitzer Villa versammelt: ein berühmtes Schauspielerpaar, zwei nicht weniger prominente Kolleginnen, ferner die beiden Stars der eben aufgeführten Schlageroperette und eine Tänzerin, von welcher es allgemein hieß, daß sie die derzeitige Freundin des Gastgebers sei. An Herren noch Artur Wernheimer, ein gemeinsamer Klubfreund, und die beiden Sekretäre.

Die lebhafte Unterhaltung hatte sich schon längst in Duos zersplittert. Nur manchmal hörte einer mit halbem Ohr zu Niemann hinüber, der sich in einer heftigen Auseinandersetzung mit dem großen Schauspieler befand. Beide hatten im Verlaufe der Mahlzeit beträchtliche Quantitäten Alkohol in sich hineingeschüttet. Beide waren daher in ihrem Mitteilungsdrang aufgelockert und zu letzten Geständnissen bereit. Beide waren völlig nüchtern und stockbesoffen zugleich.

„Ich nehme das Risiko auf mich, Ihnen mit hundert Prozent Sicherheit zu erklären," predigte der Gastgeber, „daß dieser Cognac Rivière Gardrat grande fine champagne — herrlicher Name, was? — und auch ein herrlicher Tropfen —, daß dieser Rivière Gardrat, den ich, ohne im geringsten zu stottern, aussprechen kann, nicht die Bohne mit Champagner zu tun hat. Aber die Bezeichnung Cognac grande fine oder grande fine champagne — das ist doch eine Garantie der ersten Qualität so wie die Herkunft aus den Gebieten um die heilige Stadt Cognac. Beachten Sie das himmlische Aroma und den milden Geschmack! Ich würde mir meine zwei Dutzend Flaschen davon nicht mit Gold aufwiegen lassen . . ."

„Sehr richtig, aber schenken Sie mir eine einzige!"

„Ihnen sogar drei. Hallo, Overhoff, erinnere mich daran, daß ich unserem Künstler morgen das Versprochene zukommen lasse!"

„Ich danke Ihnen. Sie sind eine edle Seele. Vorher hielt ich Sie für einen millionenschweren Banausen. Doch ich sehe, Sie haben das innigste Verständnis für mein Genie. Aber sagen Sie mir, mein merkwürdiger Freund: sind glücklich?"

(Fortsetzung folgt)

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(35. Fortsetzung.)

23. Die gekaufte Frau.

Meier schien sich diesmal doch in seiner Voraussetzung getäuscht zu haben; denn trotzdem, daß er unter einem wirklich guten Zelt lag, regnete es nicht allein den ganzen Tag, sondern auch die ganze nächste Nacht bis wieder gegen Mittag, und der Limai wälzte eine gelbbraune, reißende Flut durch die Pampas. Die Verbindung mit den am andern Ufer liegenden Pehuenchen war dadurch vollkommen unmöglich geworden. Es schien sich auch niemand um sie zu bekümmern oder sie selber besonderes Verlangen zu tragen, mit ihren Kameraden zu verkehren. Ebensowenig konnte man dort irgend jemand außerhalb der Zelte bemerken. Sie hatten am ersten Tage ein junges Pferd geschlachtet; das versah sie auf einige Tage mit Proviant, und weiter brauchten sie nichts.

Wie ein langer Feiertag herrschte Sabbatstille im Lager, und nur der einzige, der sich dieser Zeit nicht freute und in quälender Ungeduld die Stunden zählte, wie sie bleiern dahinschlichen, war der arme alte Chilene.

Solange er noch im Sattel saß, solange er noch, und sei es unter den größten Beschwerden und Entbehrungen, einem Ziel entgegenstreben und selber handeln, selber vorwärts treiben durfte, hatte er diese peinigende, verzehrende Angst nicht gefühlt; jetzt aber, vielleicht in der unmittelbaren Nähe des verlorenen geliebten Kindes, und gezwungen, still und tatenlos zu warten und zu harren, rief ihn diese quälende Angst und Ungeduld fast auf.

Schon am ersten Tage hatte er eine Anzahl Geschenke für Jenkitruß ausgesucht, eingepackt und ihm durch Cruzado zugeschickt, das Paket aber uneröffnet zurückerhalten. Jenkitruß nahm es nicht an und verbot sogar dem Halbindianer, derartige weitere Versuche zu machen. Wenn er den alten Mann sprechen wolle, werde er es schon selber sagen. Bis dahin möge er sich in seinem Zelte ruhig verhalten; er — der Häuptling, verlange keine Geschenke.

Damit war jeder Verkehr auf das Entschiedenste abgebrochen, und wenn sich Don Enrique nicht der Gefahr aussetzen wollte, den Kaziken ernstlich zu erzürnen, mußte er alle weiteren derartigen Versuche aufgeben. Geduld! Es war ein furchtbares Wort und zehrte an seinem Leben.

Am dritten Morgen hatte sich endlich der Himmel aufgeklärt, und Meier, der mit Tagesanbruch zum Fluß gegangen war, bemerkte zu seinem Erstaunen, daß die Zelte der Pehuenchen am andern Ufer, deren Feuer er noch gestern spät in der Nacht gesehen, spurlos verschwunden waren. Kein lebendes Wesen ließ sich mehr dort erkennen. Die Wilden hatten es jedenfalls satt bekommen, im Regen zu liegen und ihre eigenen Pferde zu verzehren. Hier im Lager nahm man nicht die geringste Notiz von ihnen; einzelne Indianer standen wohl plaudernd am Ufer und sahen hinüber, und der Abzug wurde auch dem Kaziken gemeldet: das war alles. Dagegen brachte Cruzado den Deutschen eine Botschaft von Jenkitruß, daß er sie heute empfangen würde, und beide, schon seit ihrer Anwesenheit darauf vorbereitet, suchten sich eine Anzahl von Geschenken heraus, die sie ihm überreichen wollten. Zu gleicher Zeit hatte Cruzado auch erfahren, daß der Indianer Saman im Besitz jener geraubten Chilenin und gern erbötig sei, sie, wenn er einen guten Preis dafür bekommen könne, wieder zu verkaufen. Es war dies Privatsache und ging den Kaziken nichts an. Vorher aber mußten sie jedenfalls dessen Einladung Folge leisten, und nur Reiwald gebrauchte die Vorsicht, seinen Mantel im Zelte zurückzulassen; denn wenn dieser auch gerade nicht rot gefüttert war, schien er doch mißtrauisch gegen die Leidenschaften derartiger Herren der Steppe geworden zu sein, und mochte sich nicht mutwillig in Gefahr bringen, ein ihm so nötiges Kleidungsstück einzubüßen.

Jenkitruß empfing die Alemanes ganz wider Erwarten auf das freundlichste, nahm ihre Geschenke lächelnd und dankend und mit wirklich vornehmer Grazie an, und unterhielt sich dann durch den Dolmetscher eine lange Zeit mit ihnen, fragte sie auch manches über ihre Heimat und was sie in dies ferne Land geführt. Jede Erwähnung des geraubten Mädchens aber schnitt er augenblicklich — ohne ein Wort zu sagen, nur mit einer Handbewegung ab, und entließ sie dann wieder, wie ein europäischer Fürst seine Untertanen entlassen würde, wenn er die Audienz abbrechen will. Bald war auch die Audienz beendigt.

Es mochte vier Uhr nachmittags sein, als sie sich ermüdet auf ihren Decken ausstreckten. Auch Meier, eine kleine kurze und entsetzlich schmutzige Holzpfeife rauchend, lag behaglich neben dem Feuer und schaute in die glimmenden Kohlen hinein, als draußen vor dem Zelt ein Ruf gehört wurde.

Cruzado stand auf; es war jemand, der Einlaß begehrte, und er ging hinaus, um zu sehen, wer er sei und was er wolle. Er kam gleich darauf wieder mit dem Pehuenchen Saman zurück, der sich statt weiterer Einleitung einen Pferdeschädel zum Feuer zog, allen freundlich zunickte und dann die Hand gegen den Doktor ausstreckend einfach sagte: „Tabako!" Ein Gespräch ohne vorher gelieferten Tabak schien undenkbar.

Übrigens schien ihm Cruzado den Mund nach einigen für seine Beute zu erhaltenden Kostbarkeiten wässerig gemacht zu haben, denn ganz gegen die Gewohnheit dieser Stämme, erst stundenlang dazusitzen und ins blaue zu starren, ehe sie erklären, was sie eigentlich hergeführt, kam er, nachdem er den Tabak erhalten und seine Zigarre gewickelt und angezündet, rasch zur Sache und erzählte Cruzado, — die Alemanes verstünden ja doch nicht, was er sagte, — er sei willens, die Frau, die er aus Chile mitgebracht, „so hübsch und liebenswürdig sie auch wäre," wieder an den Meistbietenden loszuschlagen. Er hätte schon überdies eine, und da er viel unterwegs und oft wochenlang abwesend sei, so prügelten sich dann die beiden zu Hause, — auch wären ihm zwei Frauen zu kostspielig.

Und was er dafür haben wollte?

„Ja," sagte der Pehuenche nachdenkend, denn sie kamen jetzt zu dem Hauptpunkt des ganzen Geschäfts, „das weiß ich eigentlich nicht so genau, — ich kann ja auch nicht sagen, was die Fremden haben, und ob ich ihre Sachen brauche. Sie sollten einmal etwas davon herauslegen, nachher macht sich das leichter."

Cruzado fand das nicht mehr als recht und forderte die Deutschen auf, das von ihren Waren herauszulegen, was sie allenfalls gesonnen wären, an ihr Liebeswerk zu wenden; mit dem Indianer würden sie nachher schon fertig. Nur nicht gleich im Anfang zu viel, damit sie ihn nicht gierig machten.

Der Doktor, der als der ordentlichste und akkurateste von beiden die Waren unter sich hatte und auch genau wußte, wo alles stak, holte jetzt den einen Sack von roher Haut hervor und fing an auszukramen. Zuerst langte er eine von den starken Rollen Tabak heraus, und Samans bis jetzt gleichgültiges Gesicht nahm dabei einen viel freundlicheren Ausdruck an. Dann fühlte er nach einem Paket umher, das bunte baumwollene Tücher enthielt, und suchte zwei der buntesten davon aus, die er dazu auf das vor dem Indianer ausgebreitete Fell legte. Auch einen kleinen Beutel holte er hervor, in welchem sich Indigo befand, und fügte zwei große Stücke davon bei. Hierauf folgte ein langes, gewöhnliches, amerikanisches Fleischermesser mit Holzgriff, eine Handvoll gemischter Glasperlen-Schnüre und zuletzt noch einige Maultrommeln, von denen Saman, da seine Zigarre gerade ausgeraucht war, gleich eine aufgriff und darauf zu spielen begann.

Der Doktor überschaute indessen die ausgebreiteten Herrlichkeiten mit Wohlgefallen, während Saman dagegen noch lange nicht so entzückt davon schien, als er vermutet hatte. Nur die Maultrommel gefiel ihm, und es war fast, als ob er darüber ihren ganzen Handel vergessen hätte, denn er hörte nicht auf, eine seiner monotonen Melodien zu spielen.

Meier lag daneben auf einem Haufen Guanakofelle und amüsierte sich vortrefflich.

„Nun," sagte der Doktor endlich, beinahe beleidigt über die Mißachtung ihrer Schätze, — „was will denn der braune Caracho eigentlich noch mehr!"

„Pfui!" rief Saman mit einem so komischen Ausdruck, daß Cruzado laut auflachte. „Nicht Caracho, — häßliches Wort."

„Na, will er die Sachen haben oder nicht?“ fragte der Doktor Meier jetzt. „Wenn er sie nicht mag, so packe ich sie wieder ein, und er soll zum Teufel gehen.“

„Wie ist es, Saman?“ fragte Cruzado; „willst du den Handel machen? Wir wollen fortreiten; entschließe dich schnell, sonst kannst du die Frau behalten, und die Fremden nehmen ihre Waren wieder mit fort.“

„Ja“, sagte Saman, indem er die Maultrommel hinlegte und sich, wie in Gedanken, ein frisches Stück von dem Tabak abschnitt; „alles recht schön — Tabak ist gut — Glasperlen sind gut — Indigo ist gut — Tuch ist gut — Maultrommeln gut — Messer gut — aber alles wenig — von allem bißchen mehr — drei solche Stücke Tabak. Und er hob dabei, um ein Mißverständnis unmöglich zu machen, drei Finger seiner Hand empor, — viel Indigo, — viel Tücher und viel Perlen.“

„Der Bursche wird unverschämt!“ sagte Cruzado ruhig zu Meier. „Laß deinen Landsmann erst einmal seine Sachen wieder einpacken.“

„Ach, was liegt denn an dem Plunder“, meinte Meier gutmütig. „Sie haben ja mehr mit, als Sie brauchen, und wollen's doch gewiß nicht wieder nach Chile schleppen. Wir können ja das arme Mädchen nicht in den Händen dieses schauerlichen Kerls lassen.“

„Das ist auch nicht nötig“, meinte aber Cruzado, der seine Leute besser kannte. „Man soll erst einmal tun, als ob er zu viel gefordert hätte, nachher gibt er schon nach. Zulegen können wir noch immer, aber nie wieder etwas abhandeln.“

Meier übersetzte das, was Cruzado gesagt, und der Doktor, den der ganze Handel schon halb und halb reute, da sie gar nicht wissen konnten, welche Last sie sich vielleicht damit aufbürdeten, ging auch rasch ans Werk, seine Herrlichkeiten wieder zusammenzukramen.

„Holla?“ rief Saman erstaunt aus, wie der Doktor vor allen Dingen den Tabak, als am meisten gefährdet, in den Sack steckte. „Was ist das? Er soll mehr heraus tun, mehr davon.“

„J, Freund“, sagte Cruzado gleichgültig, „du verlangst mehr, als die Fremden zahlen können. Sie bleiben noch eine Weile in den Pampas und haben nachher wieder einen weiten Weg vor sich. Wenn dir die Frau so viel wert ist, wirst du sie jedenfalls behalten müssen.“

„Hm!“ meinte der Wilde, augenscheinlich verstimmt, seine Forderung, die er dann jedenfalls gesteigert hätte, nicht gleich befriedigt zu sehen. Außerdem mochte er die Fremden nicht merken lassen, daß ihm mehr an dem Handel als an der Frau lag, denn was hätte er von einem seiner Kameraden dafür bekommen, — im günstigsten Fall ein altes Pferd. — Wenn Saman nicht mit ihr fertig werden konnte, würden andere wenig Lust verspürt haben, es mit ihr zu versuchen. Er rauchte aber auch diese Zigarre bis auf den Stumpf aus, ehe er ein Wort weiter sagte. Endlich, da der Doktor den Sack wieder fortgestellt hatte und, die Sache als abgemacht betrachtend, seinen Platz am Feuer einnahm, stand er langsam auf, brummte etwas vor sich hin und verließ das Zelt.

Jetzt wurde Meier unruhig.

„Caramba, Amigo“, rief er, „wenn Ihr ihn böse macht, ist die Geschichte vorbei! Handelt es sich bloß um ein Stück Tabak, so bin ich gern erbötig, etwas darauf zu legen. Herr Reiwald, lassen Sie das arme Weib nicht im Stich. Es ist ein Hundeleben für eine weiße Frau unter diesen Rothäuten.“

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik



* **Der Kampf zwischen Arbeiter und Mönchen in China.** Die sich immer mehr modernisierenden Anschauungen in China haben in Peiping zu einem Zusammenstoß zwischen den dortigen Arbeiterverbänden und den Buddhistenmönchen geführt. Die ersteren hatten den Mönchen den Vorwurf der Faulheit gemacht und ihnen vorgeworfen, daß sie nur Parasiten am chinesischen Volkskörper wären, da sie nur vom chinesischen Volke lebten, ohne einen Gegenwert durch eigene Arbeitsleistung zu liefern. Dieser Vorwurf ist nun von den Buddhistenmönchen mit der Ankündigung beantwortet worden, daß sie von nun an selbst ihren Lebensunterhalt mit ihrer Hände Arbeit verdienen wollten. Die buddhistischen Mönche wollen den halben Tag im Ackerbau tätig sein, um auf diese Weise aus der Landwirtschaft die für ihre Gemeinden notwendigen Mittel zu gewinnen, während die andere Hälfte des Tages auf das Studium der religiösen Schriften und sonstige Betätigung im Mönchsleben verwendet werden soll. Die Arbeiterverbände haben auch die Art und Weise des buddhistischen Gottesdienstes angegriffen und behauptet, daß durch ihn nur der Aberglaube großgezogen würde. Deshalb wurde der Tienszanszu-Tempel in Peiping von den Straßenarbeiterverbänden in eine Schule umgewandelt. Auch für eine Anzahl anderer Tempel ist eine solche Umänderung in Aussicht genommen worden.

*

* **Die Nerven der Pflanzen.** Der bekannte indische Naturforscher Sir Jagadis Bose, welcher vor einiger Zeit mit seinen aufsehenerregenden Veröffentlichungen über die Herztätigkeit der Pflanzen hervortrat, hat neuerdings wieder einige bedeutsame Entdeckungen über das Leben der Pflanzen veröffentlicht. Nach seiner Behauptung ist das Nervensystem der Pflanzen viel feiner ausgebildet als das der Menschen und Tiere. Die Pflanzen reagieren sogar auf die ultravioletten Strahlen, gegen die unsere Augen vollkommen unempfänglich sind. Bei der Pflanze vollzieht sich ein beständiger Wechsel von Empfindlichkeit und Unempfindlichkeit. Der Zustand der Unempfindlichkeit ist eine Folge des Schlafes der Pflanzen, der bei der weitaus größten Mehrzahl des Nachts eintritt. Es gibt jedoch auch Pflanzen, die bei Tag schlafen und bei Nacht munter sind. Zu ihnen gehören beispielsweise die Mimosen. Sir Jagadis Bose hat auch festgestellt, daß die Leistungsfähigkeit der Pflanzen von einander abweicht und daß es welche gibt, die leichter ermüden als ihre Artgenossen. Der Gelehrte hat auch eingehend die Vorgänge beobachtet, die sich beim Ableben einer Pflanze vollziehen und dabei die Wahrnehmung gemacht, daß in diesem Moment die Pflanzen elektrische Entladungen von sich geben

*

* **Lindenblütentee statt Mokka.** Die Vertreter der türkischen Presse. welche der türkische Premier-Minister, Ismet Pascha, unlängst zu einer Nachmittags-Aussprache in seine Villa in Angora eingeladen hatte. waren nicht wenig überrascht, als ihnen dort anstelle des bisher üblichen Mokkas Lindenblüten-Tee vorgesetzt wurde. Sie waren es noch mehr, als ihnen Ismet Pascha erklärte, daß dieses Getränk, das in großen Mengen aus Anatolien beschafft werden könnte, in Zukunft das Getränk werden sollte, welches den traditionellen türkischen Kaffee zu ersetzen bestimmt sei. Die vielen Millionen, welche für den importierten Kaffee nach dem Auslande gingen, sollten in Zukunft im Lande bleiben. Ismet Pascha fuhr fort, daß er diese Maßnahme für einen außerordentlich wichtigen Punkt in seinem Programm zur Gesundung des türkischen Finanzwesens ansehe, und daß er entschlossen sei, seinen Plan rücksichtslos durchzuführen. Angesichts der ganz bedeutenden Mengen von Kaffee, die alljährlich in der Türkei verkonsumiert wurden, dürfte bei scharfen Einfuhrbeschränkungsmaßnahmen sich daraus ein recht erheblicher Ausfall für die Kaffee erzeugenden Länder ergeben.

*

* **Nicht gut möglich.** Kant sollte und wollte am Begräbnis eines Kollegen teilnehmen, vertiefte sich dann aber derart in seine Arbeit, daß er darüber alles andere vergaß. Sein alter Diener versuchte mehrere Male, sich bemerkbar zu machen, doch vergeblich. Die Zeit zum Aufbruch war längst überschritten, da fragte Kant endlich: „Was wollen Sie denn eigentlich?“ — „Herr Professor, Sie wollten doch zum Begräbnis von Professor W. Jetzt ist er schon begraben.“ — „Wirklich? Na, dann beim nächsten Mal“, gab Kant vertröstend zur Antwort und war im nächsten Augenblick wieder in seine Arbeit vertieft.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.